Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 44 — **Marburg i. H., den 30. Oktober** — **1902**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Zum Reformationsfest — Die Einführung der Reformation in Konstanz — Vorträge (Furrer, Oskar Holtzmann, Otto) — Die Bibel- und Babel-Litteratur. Zweites Stück (Barth, Kniesche, Oettli, Budde) — Pium Desiderium — Frei zum Dienst. Eine Diakonissengeschichte — Verschiedenes: Die große Gesangbuchsnot; Was Jedermann heute von der Mission wissen muß; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Blutvergießen ums Evangelium stritte. Durchs Wort ist die Welt überwunden, ist die Kirche errettet worden, so wird sie auch durchs Wort wieder in Stand gebracht werden. Wird doch auch der Antichrist, wie es ohne Gewalt angefangen hat, so ohne Gewalt zertreten werden nur durchs Wort.

Georgio Spalatino 16. Jan. 1521

Zum Reformationsfest

Im Anfang war das Wort. Joh. 1, 1.

In der Bibel und dann wieder bei Luther begegnet uns eine unermeßliche Schätzung des Wortes. Darum haben sie das Höchste, was sie kannten, das Wort genannt, Jesum Christum selber und die ganze göttliche Wahrheit, wie sie auf ihn hin, in ihm und von ihm her sich aufgethan hat.

Wir leiden an der Verbrauchtheit des Wortes. „Worte, nichts als Worte!" Wir sind so sehr Virtuosen des Wortes geworden, daß es uns schon fast den Wert verloren hat. Selbst vom Worte des Evangeliums gilt das. Wir predigen es allsonntäglich mit tausend Zungen, wir bringen es zu Papier und breiten es aus in millionenfacher Vervielfältigung. Und indem wir so geschäftig sind, Worte, fromme Worte zu sagen und zu drucken, wird es immer stiller vom Wort! Man spürt es kaum, weder daß es erquickte, noch daß es beunruhigte ...

Dem gegenüber ist es kein Zustand, dessen wir uns schlechtweg zu schämen hätten, wenn in uns die fromme Rede stockt. Wenn die erbaulichen Wendungen sich schwerer einstellen wollen. Wenn wir predigt-müde werden.

Das alles mag ein krankhafter Zustand sein. Denn es sollte doch so stehen, daß wirs nicht lassen können, zu zeugen von Alledem, was wir gesehen und gehöret haben. „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über!" Normal ists unter keinen Umständen! Aber es kann doch auch eine Krankheit zum Leben sein. Eine Krisis, die den Anfang zu Besserem bedeutet. Daß die Zeit der Worte vorüber sein soll und eine neue Zeit des Wortes anbrechen soll. Des Wortes, das da am Anfang war.

Unsre evangelische Kirche hat sich gern die Kirche des Wortes genannt. Möge eine große Sehnsucht nach dem lebendigen Wort in den Herzen aufwachen, nach dem Wort, in dem Gottes L[illegible]em weht. Möge des Wortwerks unter uns weniger werden, davon weder Gott Freude hat, noch die Menschen Segen. Möge ein Feuer heiligen Ernstes verzehren alle fromme Phrase und alle leer und taub geworden Tradition und alles thörichte Schelten und Rühmen der Christen unter einander. Damit uns das bleibe, was am Anfang war, und was wir brauchen, mehr als das tägliche Brot.

R

Die Einführung der Reformation in Konstanz

Luthers Reformationswerk ist aus den innersten Nöten eines nach seiner Seele Seligkeit ringenden, sie in den überkommenen Formen nicht findenden Mönches geboren. Nichts ist von außen herangetragen, Nichts aufgezwungen, Alles erlebt und erfahren. Nicht er ist es gewesen, der die in heißem Ringen erkämpfte Wahrheitserkenntnis in das Weltgetriebe hinausgetragen hat; seine Gegner vornehmlich, aber auch seine Freunde, haben ihn den engen Rahmen einer theologischen augustinisch-mystischen Reform sprengen lassen und ihn in Verbindung gesetzt mit den in zahlreichen Variationen halb theologisch halb politisch gerichteten im Volke und in den Gelehrten lebendigen Reformbestrebungen. Aber er hat nie fest seinen Fuß auf diese Weltbühne gesetzt, auch 1520, als ihn das Zujauchzen von Rittern und Humanisten umjubelte und er seine weiteste und offenste Schrift „an den christlichen Adel" — seine „Fanfare" — unter die Menge schleuderte, wirft er sich nicht der Revolution in die Arme; gewiß brennt ihm die Not deutscher Nation auf der Seele, aber von innen heraus auf Grund des innerlich angeeigneten Evangeliums soll die Besserung kommen; an Beispielen aus der Bibel erläutert er die Notwendigkeit der Reform. Und so hat er sein ganzes Leben hindurch, je länger desto mehr sich konzentriert auf das religiöse Problem; er hat es modifiziert inhaltlich, hat es verkirchlicht und damit veräußerlicht, aber er hat es sorgsam gehütet vor Verweltlichung. Evangelium und Welt waren ihm durch einen tiefen, unüberbrückbaren Graben getrennt, dort das „Göttliche", hier die „Welt". Das Evangelium und seine Gläubigen schweben über der Erde gleichsam und sollen nicht in die „Händel dieser Welt" verstrickt werden.*)

Dieser Innerlichkeitscharakter, das Vollbewußtsein des supranaturalen Wertes des Evangeliums, wie Luther beide besaß, prägt sich nun auch deutlich im ganzen Gange der deutschen Reformation aus. Natürlich liegen bei Gemeinwesen und Staaten die Dinge verwickelter als in Theorie und Praxis eines Einzelnen, Interessen, die der Wille des Einzelnen niederbeugen und unterordnen kann, durchkreuzen sich, die Oeffentlichkeit im weitesten Sinne einschließlich der Politik macht sich geltend, und die in den Massen lebendig gewordene Begeisterung kann mit elementarer Wucht altüberkommenes und respektiertes Recht brechen: aber der lutherische Grundgedanke der rein religiösen Wertung des Evangeliums und seine Trennung von Verflechtung in Welthändel blieb im Prinzipe bestehen und wirksam. Man hat wie Luther das Zutrauen

---

*) Diese von der herkömmlichen abweichende Auffassung kann ich hier nicht näher begründen. Aufmerksam machen möchte ich jedoch auf die zwar nicht erschöpfende, aber gut orientierende Schrift von Erich Brandenburg: Martin Luthers Anschauung vom Staate und der Gesellschaft. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 70. Halle, Niemeyer. 1,20 Mk.

behalten, daß Gottes Wort an ihm selbst kräftig genug sei, sich seine Wege zu bahnen, ohne Zwangsmaßregel, mit der in dem Gewissen lebendig werdenden Impulsivkraft. Es ist um des willen falsch, wenn es auch von römischer Seite oft genug geschieht, Reformation und Gegenreformation in Parallele zu setzen, als sei die letztere nur der Gegenzwang gegen den Zwang der ersteren. Die Dinge liegen prinzipiell anders. Gewiß will die katholische Kirche mit ihrem in den Dogmen festgelegten Evangelium auch eine rein supranaturale Größe sein; aber sie stellte die Zwangsgewalt in ihren Dienst, um ihre Ansprüche durchzudrücken, weil das Paradoxon sie beherrscht, daß das Supranaturale nur in der Form des Gottesstaates auf Erden wirksam werden kann. Ihre Gewalt ist brutal, von außen aufgezwungen, rücksichtslos in der Wahl ihrer Mittel, und der beanspruchte Supranaturalismus schlägt in die allerschlimmste Verweltlichung um.

Von diesem Gesichtspunkte aus treten wir an die Geschichte der Einführung der Reformation in Konstanz heran.*)

1

Für den Entwicklungsgang der Reformation in den Einzelländern ist die geographische Lage von hoher Bedeutung; denn sie bedingt wesentlich die politischen Kombinationen und wirkt dadurch auf den Fortgang auch der religiösen Bewegung zurück. Konstanz lag in der Mitte zwischen dem Reiche und der Schweiz; es war zwar Kaiser Maximilian gelungen, die Stadt durch Vertrag von der Schweiz ab ans Reich zu fesseln, aber man hatte ein gut Teil Freiheit dabei eingebüßt, zumal der Bischof, in dem Streben nach Unterdrückung der Stadtrechte, mit Oesterreich sich verbunden hatte. Die Gegnerschaft von diesen beiden Seiten trieb naturgemäß zum Anschluß an die Schweiz. Aber sogleich mahnte dabei Etwas zur Vorsicht: die Möglichkeit eines Verlustes der Selbständigkeit, namentlich angesichts der mit dem wachsenden Einfluß Zwinglis immer umfassender aber auch immer herrschsüchtiger werdenden Züricher Politik. Zog dieses Moment wieder von der Schweiz ab, so war ein Anschluß an die deutsche Reformation zwar damit nahe gelegt, aber erschwert sowohl durch die geographische Lage als auch besonders durch den dogmatischen Zwiespalt zwischen Wittenberg und Zürich, an das man doch immer wieder gewiesen war, und von dem man auch, wie wir sehen werden, dogmatisch beeinflußt blieb. So lag Konstanz wie geographisch so auch politisch zwischen der Schweiz und Deutschland, und je nach den politischen Wandlungen neigt es sich bald hierhin bald dorthin. Daß in dieser Lage, dem äußeren Rahmen gleichsam für die innere Entwicklung, die Reformationsbewegung einen schweren Stand hatte, leuchtet ein. Um so bewundernswerter ist die Ruhe und „Zwanglosigkeit", mit der sie Fuß faßt, wächst und durchdringt.

2

Ihre Grundlage ist der Humanismus gewesen; er hat ihren Charakter entscheidend bestimmt. Der Konstanzer Humanismus hatte nämlich sehr bald die überwiegend ästhetische, in der Vergangenheit lebende Form abgestreift und war in dem Domherrn Johann von Botzheim, der allmählich in den Mittelpunkt des Konstanzer Kreises rückte, umgebogen zu der fest in der Gegenwart wurzelnden und religiös gerichteten Richtung des Erasmus von Rotterdam. Hier will man ein Verständnis des ursprünglichen Christentums gewinnen mit den Mitteln der klassischen Bildung, man erkennt dank geschichtlicher Schulung den Abstand zwischen Urchristentum und kirchlicher Hierarchie, scheidet darum beide von einander und konzentriert, losgelöst von allen Formeln der Theologen, das reine, wahre Christentum auf den Heiland Jesus Christus allein. In ihm sieht man den festen, unerschütterlichen Einheitspunkt; für theologische Formulierungen ist man nicht empfänglich: „undogmatisches Christentum". „Ich bekümmere mich nicht um die Streitereien über ein allein berechtigtes (d. h. „in Lehre gefaßtes") Christentum, ich bin zufrieden mit meinem schlichten Glauben an Christus", schreibt Botzheim. Und man lebt der Hoffnung, daß dieses reine Christentum in stillem Siegeszuge selbst sich durchsetzen werde; wohl werden die Entartungen des Christentums scharf gegeißelt, wohl brennt die religiöse wie patriotische Empörung gegen römische Tyrannei auf der Seele, aber, wenn man gegen sie schreibt, geschieht es in der Sprache der Gelehrten, im Latein, die Massen sollen nicht aufgewühlt werden — hier tritt wieder ein ästhetischer Zug zu Tage. Das Konstanzer Humanistenchristentum ist auch nach dieser Richtung hin irenisch.

n diesen Kreis nun tritt Luther mit seiner Evangeliumsverkündigung ein; seine Schriften werden freudig begrüßt und eifrig gelesen. Aus dem Humanistenkreise treten deutlich heraus als entscheidend von Luther neu angeregt die Süddeutschen Metzler, Wanner und Windner, die beiden Blaurer, von denen der eine, Thomas, in Wittenberg persönliche enge Freundschaft mit Luther und Melanchthon geschlossen hatte und mit Luther nach Worms geritten war, während der andere, Ambrosius, Melanchthon von Tübingen her kannte, dann Konrad Zwick, „der grüblerisch angelegte, strenge sittliche Prophet", ebenfalls in Wittenberg selbst angeregt, sowie der Stadt- und Geschichtsschreiber Jörg Vögelin. Jetzt kommt Leben in den Kreis hinein, er beginnt sich zu demokratisieren, Fühlung mit der Menge zu gewinnen, die Bewegung wird impulsiver, zumal als etwa gleichzeitig auch Zwinglische Ideen nach Konstanz einzudringen beginnen und mit Straßburg Fäden geknüpft werden. Man lernt von Zwingli die Praxis des geschickten Vorgehens, namentlich die Verbindung von Obrigkeit und Prädikanten oder Gemeinde wird vorbildlich; aber doch bleibt von Luther und — was Ficker wohl etwas stärker hätte betonen können — vom Humanismus her das „Niemand zwingen und dringen" Prinzip.

umanistische, Luthersche und Zwinglische Gedanken in eigenartiger Mischung erfüllen so, seit 1523 etwa, die Reformationsbewegung. Gestützt auf das Interim des Nürnberger Reichstages von 1523 wird, halb noch in humanistischer Art, die Predigt auf die Schriftverkündigung beschränkt, jeder gewaltsame Bruch mit der Ueberlieferung vermieden — Ambrosius Blaurer z. B., innerlich ganz von Luther und der von ihm in evangelischem Lichte geschauten Mystik beherrscht, bleibt äußerlich in der Mönchskutte — und alle Kraft auf die Vertiefung und Verinnerlichung der neu erschlossenen Heilsgewißheit konzentriert. Von hier aus tritt man an die Ordnung der äußeren Angelegenheiten, der Ehesachen, des Gottesdienstes, der Messe, des Klosterwesens, des Bannes, Verwendung des Kirchengutes heran; das Evangelium beginnt im Rate der Stadt Boden zu gewinnen, Prädikanten und Ratsherren verbinden sich, so eng, daß die Gegner spottend sagen: „die Prädikanten sind burgermaister und vogt des reychs". An jener Verbindung aber erweist sich die ethische Kraft des neuentdeckten Christentums: scharfe Gesetze, selbst die Hinrichtung nicht scheuend, verbieten Unsittlichkeit, Ehebruch und dergl., die Frauenhäuser werden geschlossen.

Es mutet fast wie ein Idyll an in unserer Zeit der gesteigerten Verkirchlichung und Vereinheitlichung, wenn man sieht, wie damals in Konstanz in fröhlichem Wettbewerbe bunte Mannigfaltigkeit sich auswirkt, wie die verschiedensten Kräfte sich immer wieder zusammenfinden im Dienste der Liebe. Da giebt es keine „reine Lehre"; der Glaube ist eine rein persönliche Sache, „die sach trifft ayn jeden in sonderheit an". Man kann daher auch Niemand zum Evangelium zwingen; nur der offenbaren Verführung vom Evangelium weg muß man wehren,

*) Vgl. Johannes Ficker: Das Konstanzer Bekenntnis für den Reichstag zu Augsburg 1530. Theologische Abhandlungen. Eine Festgabe zum 17. Mai 1902 für Heinrich Julius Holtzmann. Tübingen, Mohr 1902. S. 243—297.

und man bemüht sich aus der Schrift heraus das rechte, urchristliche Verständnis desselben täglich neu zu gewinnen. Allgemein kirchliche statutarische Festsetzungen fehlen; selbst der Taufe gegenüber fällt das freie Wort: „Kind müssen toffen, ist kain gebott. Kind nit söllen toffen, ist kain verbot. Die liebe ordnets alles“ — dem entsprechend konnte man wohl auch einen Wiedertäufer predigen lassen, begegnete den Täufern nicht mit dem Schwerte, sondern nur mit der Macht des göttlichen Wortes in der Disputation. Und den Zankapfel der Abendmahlsfrage schob Blaurer bei Seite mit den Worten: „Bist du in deinem Gewissen für die eine oder die andere Partei entschieden, so verdamme die Andern nicht, sondern gedenk, wie hoch und teuer uns Christus die Liebe befohlen hat, und daß wir dennoch Christen sein möchten, ob uns gleich das Nachtmahl Christi gar entzogen würde [übrigens ein echt Lutherscher Gedanke aus seiner ersten Zeit]. . . . Sind wir doch eins in der Hauptsache, in der Hauptsumme unseres Heils: Christus, der unser Herr ist, der für uns gestorben ist.“

3

Gewiß wäre es verkehrt, in diesem Fehlen jeglichen Zwanges nicht auch einen Wiederschein der politischen Unsicherheit, die vorsichtiges Tasten anempfahl, zu erblicken, aber auf sie allein den eigenartigen Charakter der Konstanzer Reformation zurückführen zu wollen, wäre grundfalsch. Als man mit dem Speyrer Reichstage von 1526 eine festere rechtliche Unterlage für die Reformation besaß, kommt zwar zumal unter dem wachsenden Einfluß Zürichs ein energischerer Zug in die Ratsmaßnahmen — jetzt befiehlt man z. B. evangelischen Gottesdienst — aber nach wie vor bleibt der Grundzug der Entwicklung von innen heraus, die Sorge um friedliche Einheit der Sache in Mannigfaltigkeit der Form, milde Schonung des Einzelnen, Wahrung der persönlichen Freiheit: „kein Gezwang“. Zum Züricher „gleichförmig Machen“ in gesetzlichen Maßregeln gegen Bilder, Fasten und dergl. hat man sich niemals hinreißen lassen. Was Konstanz im Herbst 1529 an Ulm schrieb: „Besonders wird jedem gestattet, sein Gewissen, nachdem er von Gott Gnade empfangen, zu richten“, das galt wirklich. Und als man auf die kaiserliche Aufforderung hin, angefeindet von rechts und links, zum Augsburger Reichstage 1530 ein Bekenntnis aufsetzte, ist es gewiß nicht ohne einen politischen Nebengedanken geschehen, wenn das Bekenntnis zum Apostolikum, diesem Eingangspaß zum Existenzrecht innerhalb der christlichen Gesellschaft, an die Spitze gestellt wurde und das Ganze in sehr irenischem Tone gehalten war: aber man hat in dieser Form doch ohne Schönfärberei nur gesagt, was man wirklich empfand und wonach man handelte. Die neu errungene Heilsgewißheit sprengte doch immer wieder den alten Rahmen, die „gemainschaft deren hailigen, die seyn abgestorben, lebendig oder noch kunftig, williche durch den glauben ain gaistlicher lyb in Christo seyn, deren haupt kain mensch ist“ war doch etwas Anderes als die katholische communio sanctorum, und immer kehrt das „kain Gezwang“ wieder, in der Darlegung des Abendmahls, in dem man die Einheit in Christo betont „wie vil Körnlin ain Brott syen“, sowohl wie bei der Beichte.

Nein, nicht die Politik hat diesen „reichen, schönen Festtag im Tagewerke der Geschichte“ geschaffen, sondern — auf humanistischer Grundlage — der Luthersche Glaubenssupranaturalismus in seiner reinen, unveräußerlichten Form. Konzentriert auf Christus weist er Alles, was nach „Welt“ klingt, ab und vertraut auf die göttliche Durchführung zum Siege.

So mannigfach verändert in der Gegenwart durch die im Gefolge der Aufklärung eingetretene Nivellierung der supranaturalen Höhenlage die Probleme liegen —, daß sie von der Vergangenheit der Reformationszeit noch lernen kann, vermag die Konstanzer Reformation deutlich zu zeigen.

Walther Köhler

Vorträge

Drei Vortragszyklen, die mir die Redaktion zur Besprechung geschickt hat, liegen vor mir: Karl Furrer, Vorträge über das Leben Jesu Christi (Zürich, Müller, Werder u. Co. 1902. 4 Mk.), Oskar Holtzmann, Religionsgeschichtliche Vorträge (Gießen, J. Rickersche Verlagsbuchhandlung 1902. 3 Mk.) und Rudolf Otto, Leben und Wirken Jesu nach historisch-kritischer Auffassung (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1902. 1,35 Mk.). Alle drei ein erfreuliches Zeichen, daß das Bedürfnis nach solchen Vorträgen allenthalben, in Deutschland wie in der Schweiz, gefühlt und befriedigt wird. So dürfen sie wohl einmal Veranlassung werden, einige allgemeinere Gedanken über Vorträge, ihre Notwendigkeit und die beste Art, sie einzurichten, hier auszusprechen. Denn in eine wissenschaftliche Rezension der Arbeiten einzutreten, ist hier nicht der Ort, zumal sie als Popularisierungsversuche nur in bedingtem Maße wissenschaftliche Selbständigkeit beanspruchen.

Und das mit Recht; denn je weniger man beim Popularisieren auf die beiden Abwege, zu denen die Wissenschaftlichkeit verlocken kann, gerät, desto besser wirken derartige Vorträge. Die beiden Abwege aber sind einmal der, daß man aus wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit allzu viel Stoff in einen Vortrag häuft, so daß der Hörer wahrhaft erdrückt werden muß; zweitens der, daß man Einzelheiten, neue eigne Entdeckungen vorbringt, die durchaus den Rahmen der allgemein zu haltenden Erörterungen sprengen. Auf den ersten Abweg ist hier und da Holtzmann, auf den zweiten Furrer geraten. Schon nach ihrer ganzen Anlage mußten Holtzmanns Vorträge dazu verführen, den Stoff im Uebermaß darzubieten. In sechs Vorträgen hat Holtzmann behandelt: 1. Israel und die Propheten, 2. das jüdische Gesetz, 3. das Jahrhundert Jesu Christi, 4. Jesus Christus, 5. die Eroberung der Welt durch die Kirche, 6. das Evangelium und die Konfessionen. Dadurch sind die einzelnen Vorträge zu lang geworden, und der Reichtum an Gedanken, den sie bieten, konnte unmöglich von den Hörern, wenn sie nicht sehr geschult waren, aufgenommen und verarbeitet werden. Ein Vortrag wie Nr. 5, der auf 31 Seiten die ganze Mission von Petrus und Paulus an bis auf den jüngsten Missionsverein und die Auseinandersetzung des Christentums mit der Welt und den Volksindividualitäten behandelt, dabei aber noch Raum hat für Notizen wie die, daß Kolossä bald nach dem Tode des Paulus durch ein Erdbeben zerstört ward, ein solcher Vortrag hat zu viel Gerippe und zu wenig Fleisch. Furrer geht dagegen oft auf dem entgegengesetzten Abweg; er hat seinen Hörern in fünfzehn Vorträgen das Leben Jesu geschildert, 264 Seiten, während Holtzmanns gesamte Darstellung 177 Seiten von ungefähr gleicher Silbenzahl umfaßt. Dabei ist der einzelne Vortrag bei Furrer ungefähr halb so lang als bei Holtzmann. Wenn nun auch Furrer für den einzelnen Vortrag das richtige Maß besser eingehalten hat als Holtzmann, so ist es für mein Gefühl doch zu reichlich, einen Zyklus von fünfzehn Vorträgen über einen Gegenstand zu halten. Furrer hatte freilich den großen Vorzug, die Erinnerungen einer Reise nach Palästina einflechten und dadurch seinen Ausführungen Manches vom Reize des Selbsterlebten und von der Anschaulichkeit des Selbstgeschauten geben zu können; dennoch will mir dünken, als habe er zu viel Einzelheiten vorgebracht und sich manchmal zu Ausführungen hinreißen lassen, die weit über den Rahmen des für Nichttheologen Interessanten hinausgehen. Daß ich als Mitarbeiter auf dem Gebiete des Neuen Testaments auch fast jedesmal solche neuen Funde Furrers mit Kopfschütteln gelesen habe, will ich nur nebenbei erwähnen. Ganz ablehnen aber muß ich es, wenn er uns, die wir uns die rationalistische Verwässerung der Speisungsgeschichte und Aehnliches nun einmal nicht aufreden lassen wollen, vorwirft, wir kennten eben die landschaftlichen Verhältnisse und die morgenländische Sitte nicht, sonst verstünden wir diesen „rührenden Zug“ und Andres im Leben Jesu. Ich finde es gar nicht rührend, sondern selbstverständlich, wenn Jesus sein Brot mit Andern teilt; und wie aus einer solchen einfachen Sache, wie ein Picknick es ist, ein Wunder werden soll, ist mir unverständ-

lich. Solcher Fündlein giebt es in dem Buch eine Unzahl, und die Sicherheit, mit der sie als echt palästinisch vorgetragen werden, war in populären Vorträgen ganz unangebracht.

Leider läßt Ottos Druck nicht mehr erkennen, wie die sechs Vorträge den jetzt in drei Abschnitte und ein Nachwort eingeteilten Stoff umfaßten. Es sind 65 etwas kleinere Seiten, auf denen das Leben Jesu dargestellt ist, also der einzelne Vortrag noch kürzer als bei den beiden Andern, das Ganze dagegen in der richtigen Mitte zwischen Holtzmann und Furrer. Als populäre Gesamtleistung angesehen, ist Ottos Darstellung die beste, vielleicht gerade weil er nicht Fachmann auf dem von ihm behandelten Gebiete ist. Er hat die beiden Abwege selbst da vermieden, wo sie am nächsten lagen: bei seiner Darstellung der Frage nach den Quellen des Lebens Jesu. Immer hat er den Zweck vor Augen, seine Hörer auf eine möglichst die Grundzüge und das Wesentliche hervorhebende, einfache Weise in die historisch-kritische Auffassung des Lebens Jesu, so wie er sie sich individuell erarbeitet und gestaltet hat, einzuführen.

2

Besonders erfreulich an allen drei Arbeiten ist es, daß sie nicht Einzelvorträge ohne Zusammenhang bieten, sondern Zyklen, innerhalb deren dann freilich jeder einzelne Vortrag ein Ganzes für sich ist. Diese Art, Vorträge zu halten, muß die normale werden. Dann wird auch das Bedenken schwinden, das man gegen popularisierende Vorträge überhaupt hat, von denen man so oft behaupten hört, sie förderten nur die Oberflächlichkeit und Halbbildung wie das Besserwissenwollen. Daß ein einzelner Vortrag thatsächlich so wirken kann oder meist überhaupt gar keine Wirkung hat, kann man ruhig zugeben, obwohl manchmal auch hier der Glaube an die von selbst wachsende Saat herrlich in Erfüllung geht. In einem Zyklus von Vorträgen aber kann man schon verhältnismäßig recht gründlich unterrichten, zumal bei Stoffen, die zum großen Teil so bekannt sind wie die Geschichte des Christentums. Natürlich dürfen keine allzu großen Zwischenräume zwischen den Vorträgen liegen: eine Woche sollte das Normale sein. Denn es kommt darauf an, daß der Vortragsstoff während der Dauer der Vorträge ein wesentlicher Teil der Gedankenwelt des Hörers wird und so Einfluß auf ihn gewinnt. Werden sechs Vorträge über ein ganzes Semester verteilt, so verlieren sie leicht den Wert, der in der zyklischen Gestaltung liegt. Ich weiß wohl, daß der Vortragende das nicht immer in der Hand hat; aber er sollte immer den Versuch machen, einen wöchentlich stattfindenden Kursus von Vorträgen zu erreichen. Sechs bis zehn Vorträge werden dabei die mittlere Grenze sein, unter und über die man nicht ohne Zwang hinausgehen mag.

3

Nicht weniger wichtig als Umfang und Art des Darzubietenden ist für die Popularisierung die Art der Darstellung selbst. Natürlich wird sie je nach dem Publikum verschieden sein müssen; immerhin giebt es auch hier einen gewissen mittlern Weg, wie ihn etwa unsre Familienzeitschriften recht geschickt inne zu halten wissen. Diesen Weg ist ohne Zweifel am meisten Furrer gegangen, indem er breite Schilderungen und Wiederholungen nicht verschmäht, um Etwas recht anschaulich und deutlich zu machen. Wäre er nicht auch öfter in die Fehler dieser Methode verfallen: eine allzu große Breite, übertreibende Rhetorik und aufputzende Sentimentalität, so müßte man seine Darstellung als die geschickteste bezeichnen. Dem andern Extrem steht wieder Holtzmann sehr nahe, indem bei ihm das wissenschaftliche Interesse auch die Form stark beherrscht, wenngleich er sich sichtlich bemüht hat, seiner Darstellung Schwung und Nachdruck zu geben, was ihm denn auch hier besser als sonst geglückt ist. Otto schreibt einen recht packenden, knappen und gut charakterisierenden Sprechstil, aber er mutet inhaltlich dem Hörer recht viel zu. Vielleicht war das Publikum bei Beiden wirklich auf der Höhe, auf der sie es suchen; ein Durchschnittspublikum war es aber dann nicht.

4

Sein Publikum kennen zu lernen, diese höchste Pflicht eines Vortragenden, sofern er ein wirklicher Lehrer sein will, hat Furrer scharf ins Auge gefaßt, und er ist den Weg gegangen, der, wenn auch nicht der beste, so in vielen Fällen der einzig gangbare ist. Er lud seine Hörer ein, ihm schriftlich ihre Bedenken und Fragen zu äußern:

> Viele Zuhörer hießen diese Einladung willkommen und machten von ihr einen eifrigen Gebrauch. Mit großer Freude nahm ich wahr, wie Arbeiter, die den Tag über mit schwerer Handarbeit sich beschäftigt hatten, schlichte Hausfrauen, Gelehrte verschiedner Wissenschaften mir Entgegnungen und Fragen einsandten und mir damit bewiesen, daß Leute von sehr ungleicher Lebenserfahrung ernst und tief mit dem großen Thema sich beschäftigten.

Die Früchte dieser Methode zeigen sich überall; fast in jedem Vortrag geht Furrer auf Bedenken oder Fragen seiner Hörer ein, und mehr als die der Andern tragen seine Ausführungen das Gepräge einer unmittelbaren Verständigung, eines geistigen Zwiegesprächs mit seinen Hörern. Auch Otto setzt sich öfters mit andern Standpunkten auseinander; aber nie wird das so unmittelbar packend, als wenn Furrer sagen kann: Es ist mir das Bedenken geäußert worden . . . ein Hörer hat die Frage aufgeworfen . . . und Aehnliches.

Freilich kann ich die Methode des Fragestellens nur für einen Ersatz der mündlichen Debatte halten, die in unsern Tagen eigentlich das Normale ist. Mag dabei noch so viel Unsinn zu Tage gefördert werden, einen großen Vorzug hat sie vor allen andern, den nämlich, daß sie zeigt, wie der Vortragende den Mannesmut hat, jedes seiner Worte gegen jeden Angriff zu verteidigen, oder einzugestehen, daß er Unrecht gehabt hat. Unsern erwachsnen Männer heute zumuten, bei einem Vortrag über Lebensfragen, über die sie ein Urteil zu haben glauben, still zu sitzen, ohne debattieren zu dürfen, heißt, auf die Männer verzichten. Unsre Predigt krankt zu einem gut Teil daran, daß ihre Hörer nur zu Hause loben oder tadeln können: der Pfarrer auf seiner sichern Burg hat gut reden, meinen die Leute. Und Vorträge so objektiv fachgelehrten oder rein geschichtlichen Inhalts, daß sie keine Erörterung hervorrufen können, sollte ein Theologe überhaupt nicht halten, außer auf Fachversammlungen.

Nur da sollte man auf die Debatte verzichten, wo sie nicht zu stande kommt, weil die Hörer nicht debattieren wollen oder können. Da aber soll man wenigstens zur Methode der Frage greifen, wie Furrer sie geübt hat.

5

Was für ein Publikum geht nun in solche Vorträge? Wenn man die Tendenz der drei Bücher näher ins Auge faßt, sieht man, daß sie alle drei im Grunde apologetisch gestimmt sind; mehr objektiv wissenschaftlich interessiert ist freilich Holtzmann. Aber bei den Andern ist deutlich, daß sie für ein Publikum sprechen, das sie sich als dem Christentum skeptisch oder feindlich gegenüberstehend denken, und daß sie aufbauen wollen. Im Laufe der Zeit werden aber ihre Ausführungen Apologien der historisch-kritischen Auffassung selbst. Warum? Weil sie mit der Zeit merken, daß ein großer Teil ihrer Hörer, jedenfalls derjenige, der am deutlichsten reagiert, Anhänger des kirchlichen Christentums sind, die an der Bestreitung der übernatürlichen Geburt, der Naturwunder und der Auferstehung den größten Anstoß nehmen. Für sie waren die Vorträge nicht bestimmt, und doch sind sie da, weil sie sich am stärksten interessieren. Nicht als ob die Andern fehlten, aber sie werden in der Minderheit sein und jedenfalls entweder schweigend zustimmen, weil sie nicht wissen, was eine offene Zustimmung für den Vortragenden bedeuten kann, oder schweigend dissentieren; denn sie sind viel weniger geneigt, ihre subjektive Ueberzeugung zu sagen als die Andern. Aber wenn wir die Zahl solcher auch als sehr groß annehmen, so ist sie immer noch verschwindend klein gegenüber der Zahl der Andern, bei denen die Abneigung gegen jede religiöse Anregung und theologische Belehrung überwiegt, und die deshalb überhaupt nicht solche Vorträge besuchen.

Soll man sich dadurch etwa abschrecken lassen, überhaupt Vorträge zu halten? — Wenn wir warten wollen, bis die der Kirche oder gar der Religion Entfremdeten in den Gottesdienst kommen, so geben wir die Volkskirche ganz auf. Wir müssen zu ihnen gehen und immer wieder gehen, bis sie uns hören. Wer darum nicht Menschenseelen suchen geht, weil sie sich nicht finden lassen wollen, wer darum verzagt, weil er keine Massenerfolge sieht, der ist noch kein Schüler des Arztes, der zu den Kranken ging, weil sie ihn brauchten — nach seinem Ermessen. Und wenn man auf diesen Gängen Andre stört oder wenn Andre kommen, um sich stören zu lassen und Widerstand zu leisten, so muß man das hinnehmen. Es ist nicht immer ganz leicht, aber es geht meist nicht anders.

6

Wer soll nun diese Vorträge halten? Die Arbeiten, die uns vorliegen, stammen von drei akademischen Dozenten, von denen der Eine zugleich Pfarrer, der Andre Lehrer ist. Ist das normal?

Gewiß ist es sehr erfreulich, wenn die Universitätslehrer auch über den Kreis ihrer akademischen Wirksamkeit hinaus ihrem Volke unmittelbar Dienste leisten wollen, so lange Andre sie nicht in gleicher Weise leisten wollen oder können. Um so dankenswerter, als sie darum oft in den Kreisen ihrer Berufsgenossen übel angesehen werden und unter manchen aristokratischen oder wissenschaftlichen Vorurteilen, wie sie gerade in Universitätskreisen weit verbreitet sind, zu leiden haben. Aber das Normale ist es darum doch nicht, wenn der Universitätslehrer über seine akademische Thätigkeit hinausgeht, die sich in sogenannten „öffentlichen" (publice) Vorlesungen allerdings normaler Weise auf Studenten aller Fakultäten auszudehnen hat.

Das Richtige ist ein Doppeltes. Einmal muß es Männer geben, die ihre ganze Lebensaufgabe in diesem Dienst sehen, den sie ihren Zeitgenossen durch schriftliche oder mündliche Popularisierung und Apologetik leisten. Zum Zweiten aber ist es eine Pflicht des Pfarrers. Ich schreibe mit Bedacht und Absicht eine Pflicht; denn ich halte es für falsch, wenn man hier lediglich soweit eine Pflicht anerkennen will, als eine besondere, außergewöhnliche Gabe vorhanden sei.

Nichts hat umgestaltender auf die evangelische Kirche gewirkt als Schleiermacher's Theorie vom Gottesdienst und die Romantik, der sie entstammt, überhaupt. Vorher ging man in die Kirche, um Etwas zu lernen zu seiner Seelen Seligkeit; seither geht man hin, um sich zu „erbauen", zu erheben, etwas Schönes zu hören. Man mag das für einen Vorteil oder einen Nachteil unseres modernen Gottesdienstes halten: er steht nun einmal unter Schleiermachers Ideen, die moderne liturgische Bewegung zeigt das ganz deutlich. Die Predigt ist darum zum Bestandteil der Liturgie geworden und verabscheut nichts mehr, als zu belehren. Belehrung ist aber nötig; selbst die energischsten Vertreter der Schleiermacherschen Auffassung vom Gottesdienst werden das zugeben, wie das Weitere, daß diese Belehrung nicht mit dem Konfirmationsunterricht und der Katechismuslehre, also im 17. Jahr, abgeschlossen sein kann. Es muß also neben dem feierlichen Gottesdienst noch eine freiere Form geschaffen werden, in der die nötige Belehrung gegeben werden kann, nicht ein Nebengottesdienst, sondern ein Vortragsabend mit Debatte. Der Pfarrer muß also diese Arbeit auf sich nehmen.

Leistet ein Pfarrer diesen Dienst, so wird das noch nach mancher Seite hin für ihn und sein Amt von wesentlicher Förderung sein. Vor allem wird er so das Mißtrauen brechen, das hemmend auf seinem Amte ruht, das Mißtrauen, er wisse Nichts von moderner Wissenschaft und modernem Leben oder er sei ein Heuchler, wenn er davon wisse und doch so weiter predige „wie die Andern auch" und das Apostolikum weiter verlese. Man muß lernen, daß der Pfarrer Kenntnisse und den Mut, Alles zu sagen, hat, daß es lediglich die Empfindung der Stillosigkeit und die Schonung für Andere ist, die ihn auf der Kanzel alles Theologische, Nichtreligiöse zurückstellen läßt.

Weiter wird der Pfarrer dabei den Segen einer gründlichen Universitätsbildung an sich erleben: sie allein wird es ihm möglich machen, solche Vorträge zu halten, und diese Pflicht wird ihm eine ernste Mahnung und ein Ansporn zu wissenschaftlicher Weiterarbeit sein. Und unseren Studenten hoffentlich ebenso. Jetzt, wo sie von der einen Seite hören, unsere moderne Theologie mache für das praktische Amt unbrauchbar, und von der andern, sie dürften keine Theologie auf die Kanzel bringen, ists kein Wunder, wenn sich die praktisch veranlagten unter ihnen erstaunt fragen, zu welchem Ende man eigentlich Theologie studiere, und wenn sie sich möglichst früh eine praktische Routine, aber nicht eine wissenschaftlich erarbeitete geschichtliche und systematische Einsicht in die theologischen Fächer aneignen.

Der Pfarrer, dem die Arbeit zu schwer erscheint — mit solchen, denen sie zu gefährlich ist, rede ich nicht —, wird den Segen des docendo discimus*) bald an sich erfahren. Gute Vorbilder giebt es jetzt auch. Als solche seien zum Schluß noch einmal die drei besprochenen Arbeiten empfohlen. Sie bieten Stoff in Fülle. An Harnacks Wesen des Christentums, Paul Wilhelm Schmidts Geschichte Jesu, Rohrbachs Im Lande Jahvehs und Jesu, an die Vorträge von Sell, Eck und Kalthoff sei hier nur noch einmal erinnert. Es giebt heutzutage Muster und Stoffsammlungen genug; an dem Pfarrer ist es, sie zu benutzen, durch eigene Arbeit umzugestalten und weiterzuführen.

Daß sich alle diese Bücher, auch die drei, von denen wir ausgingen, für Nichttheologen zur Lektüre aufs beste eignen, das brauche ich wohl kaum zu bemerken. Mein Wunsch ist, daß man bei Weihnachtseinkäufen doch auch einmal an solche kleine Bücher denken möge, von denen zumal das Ottosche mit seiner schönen Ausstattung und seinem billigen Preise sich außerordentlich empfiehlt. Heinrich Weinel

---

Die Bibel- und Babel-Litteratur

2

Babel und israelitisches Religionswesen. Vortrag von J. Barth, außerordentlichem Professor an der Universität Berlin. Berlin, Mayer und Müller 1902. 36 S. 80 Pfge.

Bibel und Babel, El und Bel. Eine Replik auf Friedrich Delitzschs Babel und Bibel von W. Knieschke, Pfarrer in Sieversdorf. Westend-Berlin, Verlag der Akademischen Buchhandlung W. Faber und Co. 64 S. 1 Mk.

Der Kampf um Bibel und Babel. Von Professor D. S. Oettli. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger (Georg Böhme). 32 S. 80 Pfge.

Barth beginnt damit, daß er auf Grund des Monotheismus Israels erklärt, dieses Volk könne unmöglich „hinsichtlich grundlegender Religionslehren und -Einrichtungen im Abhängigkeitsverhältnis von einem entgegengesetzten Kultuswesen, wie dem babylonischen, sich befunden haben". Das klingt sehr gut, bei näherm Zusehen aber ist doch nicht Alles so einfach. Gewiß, der Monotheismus ist in Israel zu Hause. Aber man wird mit Recht fragen: seit wann? Und die alttestamentliche Forschung antwortet auf diese Frage, daß der grundsätzliche und scharf ausgeprägte Monotheismus in Israel erst einer verhältnismäßig späten Periode angehört, der Perioden der bloßen Monolatrie und gar der Verehrung andrer Götter neben Jahweh (Baal!) vorausgegangen sind, wie auch die von Barth in gleichem Zusammenhang erwähnte Verpönung des Bilderdienstes zwar ziemlich alt ist, ihr aber doch ein ganz unbefangner Gebrauch des Jahweh-Bildes (Ephod) gegenüber steht. „Von vornherein" läßt sich also die Frage nicht entscheiden, ob ein babylonischer Einfluß anzunehmen sei oder nicht, sondern nur nach sorgfältiger Prüfung der einzelnen Punkte, für die er behauptet worden ist. Diese nimmt Barth dann auch trotz seiner oben erwähnten Aufstellung vor, jedenfalls in dem Bewußtsein, daß so einfach, wie es zunächst aussieht, die Sache doch nicht liegt.

Barth bespricht der Reihe nach den Sabbath, den Gottesnamen „Jhw", die Weltschöpfung und die Sintflut-Erzählung,

*) Durch Lehren lernen wir. D H

um für alle diese Punkte eine Abhängigkeit von babylonischen Vorstellungen abzuweisen. Damit geht er hinsichtlich der beiden letzten unbedingt fehl, trotz der von ihm hervorgehobenen Unterschiede der biblischen und babylonischen Erzählungen. Seiner Sache erweist er durch dies Verhalten einen schlechten Dienst; denn eiu unbefangner Hörer oder Leser wird leicht aus der Schwäche der Gründe bei dem einen Gegenstand schließen, daß sie auch bei andern nicht eben stark sind.

Eine ganz traurige Vorstellung von der wissenschaftlichen Höhenlage und der Stärke des Vertrauens auf ihre gute Sache bei gewissen kirchlichen Kreisen erzeugt das oben an zweiter Stelle genannte Schriftchen von Knieschke. Auch hier muß man wünschen: Wäre es doch ungeschrieben oder doch ungedruckt geblieben! Denn dem Glauben, dem es dienen will, kann es nicht dienen, weil es selbst ein Zeugnis des Kleinglaubens ist, der Furcht, es könnte durch wissenschaftliche Forschung der Glaube erschüttert werden. Dagegen kann es wohl dazu beitragen, daß sogenannte „gläubige Christen“, die fortgesetzt ein sacrificium intellectus zu bringen gewohnt sind, in diesem Verfahren bestärkt werden und schließlich zu der Meinung kommen, es sei ein Erweis des Glaubens, die Resultate wissenschaftlicher Forschung abzulehnen, selbst wenn sie einleuchtend und klar sind. Nein, mit dem Ablehnen ists nicht gethan. Denn die Erkenntnisse, die das Resultat wirklicher Wissenschaft sind, lassen sich dadurch nicht abthun, sie drängen sich uns immer wieder auf. Und bleiben wir bei dem bloßen Ablehnen, ohne ein für alle Mal unsre Glaubensgedanken mit diesen wissenschaftlichen Ergebnissen auseinanderzusetzen, so leidet unser Glaube unter dieser innern Unwahrhaftigkeit mehr, als wenn er durch die Annahme solcher Resultate genötigt würde, das eine oder andere Stück kirchlicher Ueberlieferung als unhaltbar aufzugeben. Ist doch der wahrhaft gläubige Mensch dessen gewiß, daß der Zentralpunkt seines Glaubens durch keine wissenschaftliche Frage erschüttert werden könne, selbst wenn er die gesamte Ueberlieferung aus wissenschaftlichen Gründen aufzugeben sich genötigt sähe. Delitzschs Vortrag über Babel und Bibel ist darum recht zu begrüßen, auch wenn sich wissenschaftliche Einwendungen dagegen in großer Menge erheben lassen, wie es schon geschehen ist, weil an der Stellungnahme zu ihm und zu den anerkannten Resultaten der Wissenschaft sich so Manches erkennen läßt. Alle, die voller Besorgnis stehen und der Wissenschaft zurufen: „Haltet ein! Schonet die Gewissen!“ sollten sich doch die Frage vorlegen, wie es um einen Glauben bestellt sein müsse, der schon bei der Berührung so wenig zentraler Dinge ängstlich wird, wie der hier in Frage stehenden. Wäre es wirklich eine Gefahr für den Glauben, wenn es sich eines Tags herausstellen sollte, daß der Sabbath babylonischen Ursprungs oder der Name Jahweh von den Bewohnern Mesopotamiens entlehnt sei oder der Monotheismus nicht in Israel allein eine Stätte gehabt habe? Ich kann das nicht sehen und finden. Die Gewißheit unsers Gottvertrauens kann dadurch doch unmöglich erschüttert werden, wenn sie überhaupt vorhanden ist. Daß es aber eine besonders glückliche Verteidigung des Glaubens sei, wenn Knieschke eine ihm unbequeme Meinung abthut mit den Worten: „In welche späte Zeit müßten wir dann die Abfassung der ältesten Urkunden verlegen! Dann kämen wir auf die Hypothesen von Wellhausen, ja wir müßten noch darüber hinausgehen und selbst den Jahwisten in spätere Zeit versetzen —“, kann ich wiederum nicht finden. Wenn der Glaube mit solchen Mitteln verteidigt wird, so ist ihm das gewiß viel schädlicher, als wenn sich noch so viele Leute zu den „Hypothesen von Wellhausen“ bekennen. Von einem nähern Eingehen auf die Schrift von Knieschke wollen die Leser mich freundlich dispensieren.

Als höchst erfreulich gegenüber den bisher besprochnen Erscheinungen der Bibel- und Babel-Litteratur will ich heute zum Schluß Oettlis Schrift „Der Kampf um Bibel und Babel“ nennen. Wenn auch einzelne Irrtümer, die aus Gunkels „Schöpfung und Chaos“ stammen und jetzt fast schon Gemeingut der Wissenschaft geworden sind, hier nicht fehlen, so ist doch der ganze Geist und Ton der Auseinandersetzung sachgemäß, von unnützer Erregung sich sorgfältig fernhaltend und doch warm und zu Herzen sprechend. So wird vollkommen zutreffend die von vielen gläubigen Christen postulierte „Uroffenbarung“ abgelehnt als eine „pure Hypothese, zu deren geschichtlicher Begründung gar nichts Triftiges angeführt werden kann; um so verkehrter ist es, die Zustimmung zu ihr zum Merkmal ungebrochenen Schriftglaubens stempeln zu wollen“; so wird treffend hervorgehoben, daß „durch die Kritik des prophetischen Geistes, der nicht der Volksgeist Israels war“, die nicht ursprünglich israelitischen Stoffe der Ueberlieferung gereinigt und zu dem gemacht worden sind, was sie jetzt darstellen; so wird klipp und klar (bei Gelegenheit der Besprechung der biblischen Schöpfungsgeschichte) die Forderung aufgestellt, die hoffentlich bald von allen Seiten erfüllt wird, daß man der Wissenschaft rückhaltlos überlasse, was ihr gehört, und dem unfruchtbaren Streit zwischen Naturforschung und Glauben das längst verdiente Ende bereite, indem auch die Naturwissenschaft sich auf ihr Gebiet beschränkt. Auf der andern Seite wendet Oettli sich aber auch mit aller Bestimmtheit gegen die vielfachen Uebertreibungen Delitzschs in Bezug auf das Wesen der babylonischen Gottesvorstellungen, gegen die als erwiesen behauptete Abhängigkeit israelitischer Kultgebräuche und Festtage von babylonischen, und hält ihnen gegenüber mit voller Energie den Anspruch des Jahwismus aufrecht, daß in ihm mehr als in andern Religionen Vorderasiens geleistet worden sei, und zwar Etwas, das auch für die Gegenwart noch religiösen und sittlichen Wert hat — ganz mit Recht, so lange entgegenstehende Behauptungen nicht besser begründet werden, als bisher geschehen ist. Sollte das einmal geschehen, was ich freilich für wenig wahrscheinlich halte, so würde Oettli gewiß der Letzte sein, der sich „um des Glaubens willen“ gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft würde versagen wollen.

Es wird vermutlich der „Bibel- und Babellitteratur“ so bald kein Ende sein. Wir hoffen doch, daß sie nicht ohne einen Gewinn auch für unser religiöses Interesse bleiben wird. Denn alle solche Auseinandersetzungen werden im letzten Grunde immer dazu führen können und müssen, daß wir uns zurückgeworfen fühlen auf den Kardinalpunkt unsrer Religion und daß wir des inne werden, wie dieser von historischen, geographischen, astronomischen und andern derartigen Fragen wenig oder gar nicht berührt wird. Wird diese Erkenntnis zur Erfahrung vieler Christen unsrer Tage, so ist auch der im Anschluß an Delitzschs Vortrag entbrannte Kampf der Geister nicht vergeblich gewesen.*)

Friedrich Küchler

Pium Desiderium

Wenn Einer einen großen Reichtum hat und weiß damit nichts Besseres zu thun, als ihn zu hüten, sich am Glanz der blanken Stücke zu weiden und wohlgefällig mit den Fingern in den Kostbarkeiten zu wühlen, ohne daß ihm auch nur der Gedanke käme, es sollten sich auch Andre daran freuen, — so nennt man ihn geizig.

*) Eben ging uns zu ein vor der Gießener Theologischen Konferenz am 29. Mai gehaltener Vortrag: Das Alte Testament, und die Ausgrabungen von Professor D. Karl Budde. Gießen-J. Ricker 1903. 39 S. Er beschäftigt sich nur im einleitenden Abschnitt mit dem Vortrag von Delitzsch und setzt sich im Uebrigen hauptsächlich mit den Hypothesen auseinander, die Winckler in seiner „Geschichte Israels“ und dann von neuem in der dritten Auflage des Schraderschen Werkes „Die Keilinschriften und das Alte

Da ist eine sehr reiche Frau, die hat herrliche Sachen, Perlen von seltenem Glanz, Kunstwerke von edlem Metall, Prachtstücke von getriebener Arbeit, aber auch wildgewachsene Schönheit, Krystalle und edle echte Steine. Man kann nicht sagen, daß sie alle diese Dinge verkommen läßt. Sie pflegt sie mit wirklichem Eifer, holt sie immer wieder aus den Schränken, stäubt sie ab, putzt und poliert, repariert und ergänzt, thut auch Neues hinzu. Aber der Gedanke scheint ihr nicht zu kommen, daß sie mit so viel guten Dingen in ihrer Umgebung viel Gutes stiften könnte. Sie verbietet zwar Niemandem den Zutritt, aber sie verlangt dabei eine bestimmte Bildung, und so sind eben doch die Meisten ausgeschlossen. Nur eins, das älteste und wertvollste Stück der Sammlung, hat sie allgemein zugänglich gemacht, aber dazu war sie halb und halb gezwungen. Und daran ist erst recht die Frage erwacht: für wen denn eigentlich die andern Schätze aufgespeichert werden? — Nach obigem Kanon muß ich jene Frau für geizig erklären. Oder gedankenlos?

Vor einiger Zeit haben Freunde ihr zugeredet, doch wenigstens noch einige Sachen mehr in einem Schaufenster ausstellen zu lassen. Die ließen ahnen, was da alles noch in den weiten Kammern unbenutzt liegen und stehen mag. Wenn man ihr ruhig und freundlich zuredete und ihr klar machte, daß ihre Schätze nur an Wert steigen können, wenn sie Allen zugänglich gemacht werden, — vielleicht ließe sie ihre alten ängstlichen Grundsätze flattern. Wir müssen petitionieren. Darum wollen wir auch den Namen nicht länger verschweigen: die Frau heißt Ecclesia.*)

* * *

Als ich die wenigen Stücke im Schaufenster der Christlichen Welt ausgestellt sah — es war ein Zettel daran: „Stimmen der Väter" — dachte ich: Warum haben wir dergleichen nicht in unsern Kirchen, in unsern Gottesdiensten?

Die ersten Gründer von Christengemeinden kamen aus dem Judentum und brachten ihre heiligen Schriften mit, aus denen nach alter Sitte in der Gemeindeversammlung vorgelesen wurde. Denn sie wußten: „Gott hat vor Zeiten manchmal und mancherlei weise geredet zu den Vätern durch die Propheten". — Aber sie wußten noch mehr: „Am letzten hat er in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn." (Hebr. 1, 1.) Da fingen sie an zu sammeln Alles, was von dem Lichte des Sohnes leuchtete, die Zeugnisse seiner Boten, und thaten sie zu dem Schatze der Väter. Sie hatten nicht den wunderlichen Gedanken: in den Christenversammlungen dürften nur solche Gottesurkunden verlesen werden, auf denen viele Jahrhunderte liegen, sondern ganz unbefangen lasen sie nach den „heiligen Schriften" auch den „Apostolus".

Und heute? — gehört der „Apostolus" mit zur heiligen Schrift. Und mit Recht. Aber recht ist es nicht, daß man das, was Gott darnach durch seinen Sohn zu den Vätern, auch zu unsern deutschen Vätern geredet hat, den Christengemeinden verschweigt. Dumpf liegt manch langgestrecktes Ungetüm von gesalbtem Kirchengebet über der Gemeinde, — wäre die Zeit nicht besser verwendet, wenn statt dessen die Christenschar im Gottesdienst helle und kräftige „Stimmen der Väter" vernähme? „Höret, was einst ein frommer Vater . . . schrieb": — — sollte das nicht zum Evangelio klingen, wenn es doch Christum treibet? Heißt es der heiligen Schrift zu nahe treten, wenn wir neben ihr auch Stücke aus Luthers und andrer Gottesmänner Erbe zum Klingen bringen? Muß sichs doch der edle Glockenton des alten Gotteswortes auf der Kanzel oft genug gefallen lassen, daß er abgelöst wird von verstimmter Blechmusik! Wie sollte da nicht das Wort der alten Zeugen seine Stelle in der Harmonie finden können? Ein Buch wie das von der Freiheit eines Christenmenschen gehört hinein in unsre Kirchen, so gut wie manches andre Lutherwort, das in diesen Blättern stand. Weder unsre „Gebildeten" noch die schlichten Gemeinden kennen unsern Luther und die er gerufen hat. Gott hat uns solche Schätze nicht geschenkt, daß die Theologen darauf brüten oder gar sich damit werfen in der dogmatischen Rauferei. Wer nur irgendwie einen Einblick gewonnen hat in den wirklich schier unerschöpflichen Reichtum von kraftvollem Gotteszeugnis in der Welt, das Jesus Christus in Schwingung versetzt hat, der muß es fühlen: es ist ein unverantwortlicher Geiz, es ist ein nicht zu entschuldigendes Unrecht, daß die Kirche solche Schätze aufstapelt. Das sind auch Schätze, die Rost und Motten fressen und wonach Antiquare graben, wenn sie nicht in den wehenden Wind des frommen Gemeindelebens hineingestellt werden. Seinen Gemeinden hat der Herr das alles geschenkt, aber nicht den Schriftgelehrten und Bibliothekaren. Man ruft nach Erweiterung der Liturgien, „liturgischem Ausbau" und läßt die Bauern auf Griechisch Herr erbarm dich! schreien. Ja daß Gott erbarm! Man schreit nach Bekenntnissen und klagt über „Bekenntnis-Scheu" der heutigen Christen, aber man stopft den alten echten Bekennern, die Etwas zu bekennen hatten, den Mund und holt lieber Zankäpfel hervor, mit dem „Edelstaub der Jahrhunderte" bedeckt! — Gebet Raum dem tausendstimmigen Bekenntnis, das aus den Stimmen der Väter zu uns dringt!

Worauf warten wir noch? Laßt uns „Stimmen der Väter" sammeln zu Nutz und Frommen des Christenvolkes, zum Gebrauch im Gottesdienst in der Gemeinde. Aber um Gottes willen: laßt uns nicht theologische Klötze sammeln, die wir den Gemeinden an den Hals hängen. Gott hat uns durch die Geschichte so geführt, daß wir es nachgerade merken könnten, was auch in den Schätzen der Kirche kraftvolles echtes Gottesecho, das heißt Religion ist, und was von Reflexion, Theologie, Philosophie, tiftelnder Juristerei und andern Müttern geboren ist. Bei den Christen, die gelitten und gekämpft haben, bei den Starken und Frohen laßt uns suchen, bei denen, die bei Gott das Fürchten verlernten.

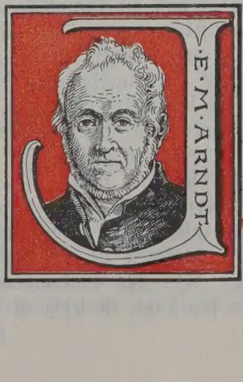
Wollen wir etwa vor Gott einst hintreten und auf unsre stattlichen Büchereien frommer Väter weisen: Herr, siehe da, hier ist dein Pfund, welches wir haben im Schweißtuche behalten! — so sollen auch wir den Vorwurf hören: warum habt ihr mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben?! (Lukas 19, 20. 23.)

* * *

Es ist nicht eine Arbeit von heute auf morgen, aber sie ist der Mühe wert, laßt uns darangehen! Laßt uns die Worte der Väter mit neuen Augen lesen: was gehört vor die Christengemeinde? Laßt uns zusammentragen, sammeln und sichten. Wie können doch hier auch einmal die Gelehrten und Vielbelesenen der Gemeinde wertvolle Dienste thun!

Aber dies Hören auf die Worte der Väter soll auch uns mahnen, in unserm Zeugnis in unsern Tagen echt und wahr, tapfer und frei zu sein, damit die Christen späterer Jahrhunderte auch aus unsrer Zeit „Stimmen der Väter" sammeln können, die Klang behalten.

Die Arbeit ruft. Worauf warten wir noch? Labes



Testament" vorgetragen hat; dabei erhebt Budde gegen Winckler den Vorwurf, er habe statt des objektiven Befundes der keilinschriftlichen Urkunden seine eigenen Gedanken und Mutmaßungen dargeboten, in einem Buche, das nicht für die eigentlichen Fachgelehrten, sondern für Studenten und Pfarrer im Allgemeinen bestimmt sei, und daher nur wirklich sicher auf Personen oder Ereignisse, die im Alten Testament erwähnt werden, bezügliche keilinschriftliche Nachrichten enthalten sollte: ein zweifellos berechtigtes Verlangen. D H

*) Ecclesia d. i. Kirche. Pium Desiderium d. i. ein frommes Bedürfnis, ein frommes Verlangen. D H

Frei zum Dienst

Frei zum Dienst. Eine Diakonissengeschichte. Leipzig, Ernst Brandt 1902. 304 S. 4,20 Mk., gebunden 5

1

Unser Diakonissenwesen hat in letzter Zeit ziemlich reichliche Kritik erfahren. In konfessionell gemischten Gegenden fördert die Vergleichung mit den „Grauen Schwestern“ immer aufs neue berechtigte und unberechtigte Urteile über die evangelischen Schwestern zu Tage. In jeder der Neugründungen auf verwandten Gebieten liegt ein Stück Kritik an dem schon Bestehenden. Der Fall Kraschnitz lieferte auch Uebelwollenden Wasser auf ihre Mühle. Und nun kommt eine gewesene Schwester und stimmt in den Chorus der Kritiker ein. Möchten die Leiter unsers Diakonissenwesens nicht nervös werden! Das Werk ist zu groß geworden, als daß die Allgemeinheit es unbeachtet lassen könnte. Darin liegt eine hohe Anerkennung. Und zudem: alle Kritik ist nun einmal dazu da, daß man draus lerne.

Die Verfasserin schildert Erlebnisse einer Probeschwester im Diakonissenmutterhaus Birkenfelde. Ihr Urteil läuft, um es kurz zu sagen, darauf hinaus, daß die Erziehung in ihm zum Ziel habe „Vernichtung der Persönlichkeit — statt ihrer Heiligung und Entwicklung nach allen Gaben und Kräften zum Dienste Gottes und unter Benutzung aller Hilfs- und Bildungsmittel, die in die Welt gelegt sind“ (S. 107). Hundert kleine, an sich unbedeutende Erfahrungen und Erlebnisse machen sie stutzig. Hundertmal sagt sie sich mit einer Energie, die sich in die ungewohnten Verhältnisse hineinfinden will, daß das Alles Nebendinge, nichts als Nebendinge seien. Hundertmal bricht doch der Zweifel daran durch, ob dies Urteil im Rechte sei. „Alles ist euer, ihr aber seid Christi!“ — das Wort wird ihr zum Maßstab der Kritik. Zur ganzen Art des Mutterhauses scheint es ihr im unversöhnlichen Gegensatz zu stehen. Und doch bethätigt gerade der Pastor des Hauses eben dieses Wort in seiner Lebenshaltung und seiner Familienführung. Ihm schleudert die Probeschwester daher endlich im Unterricht das Wort entgegen: „Wehe euch Schriftgelehrten! denn ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rührt sie nicht mit einem Finger an!“

Mit diesem Grundtadel verbinden sich der Verfasserin eine Reihe von andern. Sie knüpfen eben an jene „Nebendinge“ an. Die Haube ist ihr höchst unbequem. Sie erscheint ihr zugleich sehr unpraktisch. Denn sie erschwert das Hören, während die Schwester doch im Dienst der Kranken so fein wie möglich hören sollte. Daß sie, die vorher einen großen Haushalt geführt hatte, angewiesen wird, ihre Wäsche im Spind nach vorgeschriebener Ordnung zu legen, verwundert sie. Daß Schwestern auf Krankenstationen auch Arbeiten verrichten sollen, die eine ungeschulte Kraft ebenso gut thun könnte, scheint ihr widersinnig. Warum nicht lieber die kostbare Zeit den Kranken widmen? Von jedem freieren und höheren geistigen Interesse fühlt sie sich ausgeschlossen; man will alle Gedanken auf Dienst und Religion, auf Religion und Dienst konzentrieren. Dabei leidet selbst die Religion; denn die angespannte, abspannende Hast der Arbeit, die so gehäuft ist, daß man nie fertig werden kann, macht selbst für religiöse Darbietungen unempfänglich.

Das sind die Grundzüge der Kritik des Buchs. Sie sind nicht vollständig aufgezählt, — bewahre! Wichtiger aber, als sie zu vervollständigen, ist es, zugleich hervorzuheben, daß neben der Kritik viel Anerkennung steht. Wir haben nicht etwa ein hämisches Pamphlet vor uns. Kein Mißverstehn von einem Standpunkt aus, der die Größe sich opfernder Nächstenliebe nicht zu würdigen wüßte. Im Gegenteil! Sie hört den Schrei der Not und sie weiß, wie die Arbeit der Schwestern diese Not lindert. Sie widmet mancher Einzelgestalt unter der Schwesternschar, der Oberin voran, Worte allerwärmster Sympathie. Wogegen sie sich auflehnt, das ist im letzten Grunde nur die Art der Diakonissenerziehung. Der Rechtstitel, auf den sie sich stützt, ist lediglich der: Alles ist euer!

2

Es ist nicht lange unbekannt geblieben, daß den Schilderungen der Verfasserin eigene Erlebnisse in dem Diakonissenhause des Stiftes Bethlehem zu Ludwigslust in Mecklenburg zu Grunde liegen. Es lag nahe, daß dieses Stift sich zu der Kritik, der es ausgesetzt war, äußerte. Sein Leiter, Pastor Schmaltz, hat das in einem längeren Aufsatz des Korrespondenzblattes des Stifts, „Der Bethlehemsbote“, gethan (Nr. 103, September 1902). Er hat mit wohlthuender Ruhe und Sachlichkeit sein Stift verteidigt. Er erklärt, daß dessen Praxis durch eine Reihe von Ausstellungen des Romans gar nicht getroffen werde. Er stellt es auch als seine Ansicht hin, daß das Ziel nicht Vernichtung der Persönlichkeit sein dürfe. Er macht darauf aufmerksam, daß viele der neueintretenden Probeschwestern thatsächlich auch eine Erziehung zur Ordnung in ihrer Kommode nötig hätten. Er bestreitet, daß Schwesternfreundschaften eigentlich etwas Unerlaubtes seien: nur vor jenen leidenschaftlichen Freundschaften werde gewarnt, die uns innerlich unfrei und zum Knecht des Andern machen. Geistige Freuden, Genuß des Schönen in der Welt seien keineswegs verboten. Nur müßte allerdings der Besuch von nichtgeistlichen Konzerten und vom Theater untersagt sein, weil sich dabei Mißstände ergeben hätten. Von derjenigen Schwester, deren Bild die Verfasserin in der „Schwester Doris“ gezeichnet und die sie gewissermaßen zur Verkörperung des falsch-asketischen Ideals gemacht, will Schmaltz garnichts wissen: „Ueberhaupt, sagt er, behüte uns der Himmel in Gnaden vor Frauenzimmern wie Schwester Doris!“

Der Leiter des Stiftes Bethlehem darf erwarten, daß diese seine Erklärungen voll respektiert werden. Lassen wir also dieses besondere Mutterhaus ganz außer Betracht. Das ist um so berechtigter, als auch die Verfasserin sicher nicht etwa ein bestimmtes Mutterhaus hat schildern wollen. Es war gewiß ihre Absicht, wie Schmaltz mit Recht hervorhebt, ein Durchschnittsbild des Diakonissenwesens zu geben. Und es spricht Vieles dafür, daß sie sich dabei nicht auf nüchterne Wirklichkeitsschilderung beschränkt hat.

3

Wie steht es nun mit dem Recht ihrer Kritik, wenn wir das Mutterhauswesen im Ganzen ansehen? Wir können hier nicht urteilen, wenn wir nicht von der besonderen Eigenart der Persönlichkeit ausgehen, auf die ihre Erlebnisse als Probeschwester eine derartige Wirkung gehabt haben.

Eine junge Dame ist es aus gutem Hause, ihrer Mutter seit Jahren beraubt, längst allein Leiterin eines großen ländlichen Hauswesens, gewöhnt, unter schwierigen Verhältnissen zu repräsentieren. Ihr Vater hat mit übermächtiger Kraft ihre Selbständigkeit unterdrückt; völlige, sklavische Unterordnung hat er gefordert. Sie hat sich gefügt; aber auch sie ist eine selbständige, eigne Entwicklung und Selbstbestimmung begehrende Natur. Der Zwang, den ihr Vater ihr auferlegte, hat im Grunde dieser ihrer Art nur zur schärferen Ausprägung geholfen. Für alles Schöne der Welt ist sie begeistert; ihr Wissen hat sie in regem Streben zu mehren gesucht. Sie denkt selbst und sie sucht selbst. Und wenn sie auch der selbstverleugnenden Diakonissenarbeit stets größte Achtung gezollt hat, nicht das treibt sie schließlich ins Mutterhaus, auch nicht der Schrei der Not allein, dem sie ihr Herz freilich nicht verschloß, — sondern eine äußere Aenderung ihrer Lage, ein Bruch mit ihrem Vater, eine vulkanische Aufwallung ihrer Selbständigkeit.

So schildert es die Verfasserin selbst. Wir sind ihr für ihre Offenherzigkeit dankbar. Wir verstehen danach vollkommen, wie sie zu ihrer Kritik des Diakonissenwesens kommen konnte, vielleicht kommen mußte. Wer hat es nicht schon erlebt, wie schwer es gerade hervorragend selbständigen Naturen wird, sich in geregelte Gemeinschaftsordnung zu finden und zu fügen? Ihnen scheint drückender Zwang, was andern einfach selbstverständliche Ordnung ist. Zudem: ein bildungshungriges, wissensdurstiges Gemüt, wie das der Verfasserin, will eben vor allem Befriedigung geistigen Strebens. Ich wundere

mich garnicht, daß sie bei dieser Veranlagung im Schwesternberuf nicht ihren Frieden fand. Das schloß schon der Beruf der Krankenpflege aus. Sie paßte eben für keinen anderen Beruf als für einen, der mit geistiger Arbeit notwendig verbunden war. Wäre sie Krankenpflegerin ohne Schwesternkleid geworden, es wäre ihr garnicht anders gegangen! Ihr waren alle edlen Freuden der Welt, Musik, Kunst, Wissen unentbehrlich geworden, wahrscheinlich in einem Grad unentbehrlich, daß sie auch dann, wenn ihr das Mutterhaus mehr Zeit für diese gelassen hätte, sich an kleinem Ort, in einer Umgebung, die ihre Interessen nicht teilte, in einem Beruf, der von diesen Interessen weit ablag, nicht wohl gefühlt haben würde. Von der Schwierigkeit ganz abgesehen, daß sie mit hoher Bildung in einen Kreis eintrat, dessen Durchschnittsbildung ein bedeutend tieferes Niveau aufwies!

Ich will garnicht darauf eingehen, ob sie im Einzelnen falsch gezeichnet hat oder Manches übertrieben hat. Ich verstehe vollkommen, daß sich dieser Schwester die Dinge so oder ähnlich darstellen mußten. Die Frage ist für uns nur: was lernen wir unter solchen Umständen für das Diakonissenwesen aus dem Roman?

4

Da möchte ich zuerst in aller Bescheidenheit die Frage stellen: wäre es nicht doch möglich, daß etwas mehr, als durchschnittlich geschieht, auf Individualität, auf besondre Veranlagung und Aehnliches Rücksicht genommen würde? Jedes Gemeinwesen muß seine Ordnung haben. Das steht ganz fest. Jede Ordnung beschränkt den Einzelnen. Erziehung muß sein; die neukommenden Probeschwestern müssen in den Geist des Hauses eingeführt werden. Aber das Alles zugegeben, — werden die Grenzen nicht doch oft zu eng gesteckt? Bei der Wäscheordnung in der Kommode macht Schmaltz darauf aufmerksam, daß die allermeisten Probeschwestern eine Erziehung auch in so äußerlichen Dingen noch nötig haben. Zugegeben! Aber erzieht man denn auch solche, die es nicht nötig haben, einfach um der Andern willen mit? Und zwar in derselben Weise? Konzentration im Beruf ist nötig, gewiß. Alles andre Streben, alle andre Neigung muß sich dem unterordnen. Aber muß das wirklich in dem Sinne geschehen, daß für das meiste Andre wenig oder gar keine Zeit bleibt? So gut wie eine Urlaubszeit gewährt wird — Gott sei Dank, daß es geschieht! —, so gut müßten ein paar Freistunden, eine Frist zu geistiger Sammlung möglich sein, auch für die stark in Anspruch genommene Schwester. Ich will nicht auf weitere Einzelheiten eingehen. Es ist schwer, hier Forderungen aufzustellen. Es ist auch ganz sicher, daß der Fernstehende, Urteilslose gerade dann den Schwestern die höchste Anerkennung zollt, wenn er sie hasten und jagen sieht, um Tag und Nacht allen Ansprüchen zu genügen. Wo es not thut, — in Zeiten, die besondre Anforderungen stellen, in Fällen, die gebieterisch alle Kräfte fordern, muß jede Stunde zur Verfügung stehen. Aber in der Regel, auch gerade in der Ausbildungszeit braucht das nicht zu sein. Es bleibt die ernste Bitte an Alle, die auf das Diakonissenwesen Einfluß haben, zu erwägen, ob die Kritik des Buchs nicht zu einem gewissen Teile Recht hat. Nein, unsre Mutterhäuser wollen die Eigenart nicht ertöten. Des bin ich sicher. Aber könnten sie nicht mehr thun, sie auszubilden? Sie wollen die Schwester nicht einseitig machen. Aber könnten sie nicht mehr thun, sie vielseitig zu erhalten?

Und dann eine zweite, nicht minder ernste Erwägung. Vieles von dem, was der Verfasserin von „Frei zum Dienst“ schwer zu ertragen gewesen ist, kann innerhalb des jetzigen Diakonissenwesens nicht anders sein. Die Bildungsstufe des Gros der Eintretenden bestimmt notwendig die Art des Ganzen. Die Beschäftigung in Krankenpflege und Kleinkinderschule bedingt Vieles, was der Entfaltung geistiger Interessen nicht dienlich ist. Ich habe die Ueberzeugung, daß Naturen, wie die der Verfasserin, in diesen Beruf nicht hineinpassen. Nicht aus mangelndem Christentum oder infolge zu geringer Fähigkeit der Unterordnung. Sondern weil ihre ganze Veranlagung in andern Bahnen geht. Sollen wir daraus nicht auch lernen? Fordern wir getrost in klarer Erkenntnis der Dinge, wie sie sind, nicht Alle zum Diakonissenberuf auf, die den Herrn Jesum lieb haben, sondern nur diejenigen, die glauben, im Beruf der Kranken- oder Kinderpflege ihre Befriedigung finden zu können! Sprechen wir es klar aus: der Diakonissenberuf, wie er jetzt ist, ist nicht für Jede! Er setzt besondre Gaben, besondre Eigenart voraus! Wer die nicht hat, bleibe fern!

Die Verfasserin scheidet vom Mutterhaus, um Frauenärztin zu werden. Die Nebenabsicht des Buchs ist nämlich, die Notwendigkeit weiblicher Aerzte zu betonen. Ein guter Beruf, zumal wo er so edel aufgefaßt wird, wie es hier geschieht. Eine Missionsärztin, die gleichfalls geschildert wird, hat nicht minder eine herrliche Aufgabe. Vielleicht ließen sich auch, neben der heute bestehenden Form der weiblichen Diakonie, Formen finden und ausgestalten, die auch geistige Kräfte für die Arbeit der evangelischen Kirche mobil machten. Mag man getrost an Zimmers Diakonieverein denken, — mir scheint, es müßten noch weitere, mannigfaltigere Formen möglich sein, vielleicht auch solche, die noch mehr dem jetzigen Diakonissenwesen nahestünden, und die doch auch Naturen, wie die Verfasserin unsres Buchs eine ist, geistig, fast wissenschaftlich interessierte Frauen, umfassen könnten. Liegen hier nicht auch Zukunftsaufgaben für die evangelische Kirche?

Schian

Verschiedenes

Die große Gesangbuchnot fällt uns immer wieder, wenn wir durchs liebe Vaterland fahren, schwer aufs Herz. Nicht im Inhalt liegt das Betrübende: in dieser Hinsicht ist es während der letzten Jahrzehnte rasch besser geworden. Nein die Form, die Solidität und der Geschmack der Gesangbuchs-Ausstattung — das ists, was im Argen liegt. Man redet so viel von der „Kunst für das Volk“. Und hier, wo es so leicht und so dringend wäre, faßt man nicht an!

Diesen dunklen Zuständen gegenüber werden wir nicht müde werden, auf den fröhlichen und siegreichen Vorgang unsrer Elsässer hinzuweisen. Ist schon die bisher vorliegende Ausgabe ihres neuen Gesangbuches im großen und ganzen eine Musterleistung, so können wir das Erscheinen der kleinen Ausgabe, die soeben im Druck vollendet wird, kaum erwarten. Von der großen Ausgabe haben wir in der Christlichen Welt 1899, Nr. 45 berichtet. Für die kleine sind wir entschlossen, jede uns mögliche Reklame zu machen, und fangen heute damit an, einige Proben der kleinen Bilder und Initialen zu bringen, mit denen das Buch geschmückt sein wird. Die Firma Philipp von Zabern in Mainz hat sie uns auf freundliche Genehmigung des Herrn Präsidenten D. Gerold in Straßburg schon jetzt zur Verfügung gestellt; andre. auch ein Stück Facsimile-Druck, gedenken wir noch folgen zu lassen. Die Bilder sind alle schwarz und rot wie oben Spalte 1044 und 46; die Proben auf Spalte 1036 wurden nur des schnellern Drucks wegen von uns einfach schwarz gehalten. Das Büchlein ist ein Werk aus Einem Gusse, einheitlich von der Schriftletter bis zum Einband, Alles aus der Hand Eines Künstlers. Nächst der Druck-Anordnung und -Ausstattung und den Titelblättern der Hauptteile bilden geschichtliche Porträts den Hauptschmuck. Luther am Anfange des Buchs; Butzer und Jakob Sturm, Straßburgs großer Stättmeister, am Eingang der Reformationslieder; Gustav Adolf vor seinem Feldliede; die andern von Liederdichtern und Musikern, aus den verschiedenen evangelischen Kirchen der verschiedenen Jahrhunderte, als Initialen möglichst je einem schönsten und besonders charakteristischen Liede vorgesetzt: Zwingli (Herr nun selbst den Wagen halt) und Ambrosius Blaurer (Jauchz Erd'), Paul Gerhardt (Befiehl du deine Wege) und Joachim Neander (Lobe den Herrn), Zinzendorf (Herz und Herz vereint zusammen) und Gellert (Gott ist mein Lied), E. M. Arndt (Ich weiß, an wen ich glaube). Mit ihnen vereinigen sich Heinrich Schütz (Dieweil wir sind versammelt) und Bach (Ich laß dich nicht). Der Auferstandene mit der Umschrift „Man singet mit Freuden vom Sieg in den Hütten der Gerechten“ auf dem Titelblatt — dieses lebendige Gefolge begleitet ihn. Möchten die Bilder unserm Volke die Lieder immer mehr zu lebendigen persönlichen Zeugnissen machen und dazu helfen, daß die Persönlichkeiten selbst, diese edelsten und besten unseres Volks unserm Volke wieder lebendig und zu wirklichem Besitze werden. Das ist gewiß auch ein guter Wunsch zum Reformationsfeste.

R

Was Jedermann heute von der Mission wissen muß. Von Emil Strümpfel, Pastor. 16.—20. Tausend. Berlin, Martin Warneck 1902. 191 S. 1 Mk., geb. 1,50.

Daß ein über Mission belehrendes Buch in wenig mehr als Jahresfrist in 15000 Exemplaren abgesetzt ist, zeugt von einem er-

freulichen Wachstum des Missionsinteresses in Deutschland, zum mindesten von einem weithin vorhandenen Wunsche, sich über diese Sache belehren zu lassen. Ebenso aber spricht es für das Buch selbst. Das verdient diesen Erfolg. Wer Belehrung über Mission aus sachkundiger Feder sucht, greift nicht fehl, wenn er dies kurze Kompendium der Missionskunde zur Hand nimmt. Sein Verfasser, ein Schüler Altmeister Warnecks, beantwortet knapp, klar, anschaulich und anregend darin die Fragen: Warum treiben wir Mission? Wie wurde die heutige Missionszeit vorbereitet? Was leistet die evangelische Christenheit für die Mission? Wo arbeitet die evangelische Mission? In welcher Weise arbeitet sie? Was hat sie bis jetzt erreicht? Mit welchen Hemmnissen kämpft sie in der Gegenwart? Was hat in der Heimat zu geschehen?

Freilich daß wirklich Jedermann das Alles wissen oder doch sich aneignen solle, was in Beantwortung dieser Fragen aus Theorie, Geschichte und Praxis der Mission beigebracht wird, ist ein wenig viel verlangt. Aber allerdings wer in unserer von kolonialen und überseeischen Fragen vielfach bewegten Zeit auf Bildung Anspruch macht, sollte doch in Betreff der Mission einigermaßen sachkundig sein. Sonst kommts eben zu dem blinden vorurteilsvollen Gerede über sie, das noch so oft in den Zeitungen und Salongesprächen spukt. — Da füllt das Buch geradezu eine Lücke aus und kommt zu gelegener Zeit. Es machts jedem Gebildeten so leicht, wie es ihm noch niemals gemacht worden ist, sich über die wirklichen Grundsätze, Motive, Ziele, über Geschichte, Arbeitsmethode und thatsächlichen Erfolge der evangelischen Mission so weit zu unterrichten, daß er sich in missionarischen Fragen ein eigenes begründetes Urteil bilden kann. Dabei bietet es seine Belehrungen in angenehmer Form, ist durchaus keine langweilige Zusammenstellung von Thatsachen und Zahlen, sondern bis auf einige notwendige statistische Angaben und Aufzählungen eine durchaus interessante Lektüre. Die 29 Illustrationen, die es schmücken, stehen — was heutzutage leider oft nicht der Fall ist — zu dem Text in enger Beziehung; einige konnten deutlicher im Druck sein, interessant sind alle, besonders die Bilder vielgenannter Missionsmänner wie Faber, Warneck, Grundemann. Der Preis ist für das Gebotene beispiellos billig. — Es ist zu wünschen, daß das Buch in die Hände recht vieler Gebildeter aus allen Ständen kommt.

Johannes Thieme

Kleine Mitteilungen. Ein wunderlicher Irrtum ist uns Nr. 143, Sp. 1026 begegnet. Die Verse Paul Gerhardts „Die güldnen Sterne prangen am blauen Himmelsaal" (so! nach der kritischen Ausgabe von Karl Goedeke) sind uns durcheinander geraten mit Matthias Claudius' „Die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar". Der Irrtum liegt also nicht bei Hebbel, höchstens sofern er die erste Verszeile ungenau wiedergegeben haben sollte in der Claudiusschen Form, was wir augenblicklich nicht kontrolieren können. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Kirchlich Theologische Konferenz der Provinz Brandenburg. Dienstag 25. November nachmittags 5 Uhr Hotel Saxonia, Königgrätzerstraße 10: 1. Jahresbericht des Vorsitzenden D. Scholz 2. Vortrag des Professor Gunkel: Biblische und babylonische Urgeschichte.

Frankfurt a. M. Montag 3. November 5 Uhr Rosenau: Die Pflege der kirchlichen Institution und der christlichen Persönlichkeit, wie weit bedingen und widersprechen sie sich?

Hamburg. Montag 3. November 8½ Uhr im Alsterhotel: Die Möglichkeit der christlichen Gotteskenntnis (Böhme).

Hannover. Mittwoch 12. November 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstraße 25: Religion und Kirche in Frenssens Jörn Uhl.

Nordhausen. Montag 3. November 4 Uhr Zusammenkunft in Hotel Schneegaß: Bericht über Goslar.

Probenummern

jederzeit unentgeltlich vom Verlag

Gesucht

wird von älterer Dame (in Wiesbaden) ein gebildetes Fräulein gesetzteren Alters, (Ende der zwanziger bis Mitte der dreißiger) zu persönlicher Pflege und Stütze, sowie zur selbständigen Führung des kleinen Haushalts unter Mitwirkung eines Dienstmädchens. Nur solche, welche wirklich Neigung und Liebe zur Pflege einer Leidenden haben und außerdem befähigt sind, Küche und Haushalt selbstthätig zu führen, wollen sich unter Angabe ihrer Gehaltsansprüche brieflich melden durch D. **Rade, Marburg**

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abiturientenexamen rasch, sicher, billigst **Dresden N. 8. Moesta, Direktor**

Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche soweit erschienen (11. B.), mit Uebernahme des Abonnements und **Kautzsch,** Apokryphen und Pseudepigraphen (2 B.), beides noch ungebraucht 20% unter Ladenpreis zu verkaufen. Angeb. an die Red.

Sende portofrei Katalog und Muster von **Handstickereien und Teppichen,** angefertigt von armenischen Frauen und Kindern.

Hermann Jähnichen,
Frankfurt a. M., Ostendstraße 13

Pension Friedland
Lauffen am Neckar
Haushaltungspensionat für junge Mädchen; sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.
Prospekte zu Diensten

Neuigkeiten aus dem Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Die Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter

von D. **W. Bousset**
Professor der Theologie an der Universität Göttingen
Gr. 8°. XII, 512 Seiten. Preis Mk. 10, geb. Mk. 11.50

Die Keilinschriften und das Alte Testament

von **Eberhard Schrader**
Dritte Auflage
Mit Ausdehnung auf die Apokryphen, Pseudepigraphen und das Neue Testament
Neu bearbeitet von
Dr. **H. Zimmern** (ord. Prof. an der Universität Leipzig) und Dr. **H. Winckler** (Privatdozent an der Universität Berlin)
II. Teil: **Religion und Sprache** von **H. ZIMMERN,** 1. Lieferung. (Die 2. (Schluss-)Lieferung wird in Kürze ausgegeben)
Preis des vollständigen Werkes M. 21.—, in soliden Halbfranzband geb. M. 23.—

Die Genealogie des Königs Jojachin und seiner Nachkommen

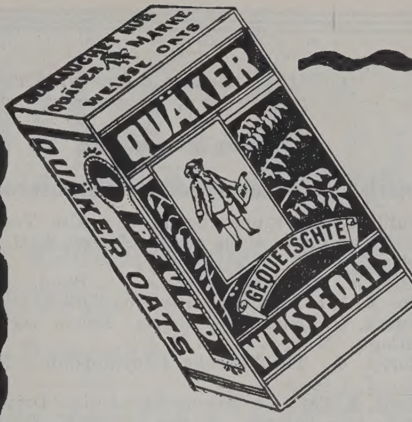
(Chron. III, 17—24)
in geschichtlicher Beleuchtung
Eine kritische Studie zur jüdischen Geschichte und Litteratur. Nebst einem Anhange:
Ein übersehenes Zeugnis für die messianische Auffassung des „Knechtes Jahwes"
von Dr. **J. W. Rothstein**
Professor der Theologie an der Universität Halle
Gr. 8°. VIII, 162 Seiten. M. 5.—

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein
Auf Gegenseitigkeit **Stuttgart** Mit Aktiengarantie
Gesamtreserven über 27 Millionen Mark
Gesamtversicherungsstand: 430 000 Versicherungen über 2 980 000 Personen. Monatlicher Zugang über 7000 Mitglieder.
Der Stuttgarter Verein
gewährt zu billigen Prämien und günstigen Bedingungen
Militärdienst-, Brautaussteuer- und Arbeiter-Spar-Versicherung, sowie
Lebens-Versicherung
in Höhe von 300—100 000 Mark
Zum Abschluß von Versicherungen werden allerorts
Mitarbeiter aus allen Ständen
angenommen und bei berufsmäßiger Thätigkeit dauernd gegen feste Bezüge angestellt. Prospekte und Versicherungsbedingungen kosten- und portofrei.

Arbeiten und nicht verzweifeln!

Thomas Carlyle, Arbeiten und nicht verzweifeln. Auszüge aus seinen Werken. Deutsch von Maria Kühn und A. Kretzschmar. Buchschmuck von Tine Kühner. 180 Seiten. Mk. 1.80 ungebunden. Mk. 3.— gebunden. Verlag von Karl Robert Langewiesche. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Wenige Monate nach dem Erscheinen, ist soeben bereits das 4.—8. Tausend nötig geworden. Die „Deutsche Heimat" urteilt am 20. 7. 02: „Es handelt sich also nicht um eine „Geistesstrahlen-Sammlung" von berüchtigter oberflächlicher Raubmethode sondern um eine mit sorglichem Eifer gestaltete Auswahl."

Carlyle-Auswahl: 1.80 Mk. in vornehmer Ausstattung



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit ausgewogene Waare ist Nachahmung.

Quaker Oats wird infolge ihres hohen Nährwertes und Leichtverdaulichkeit überall ärztlich empfohlen.

Quaker Oats

Lepsius, Joh.
„Das Kreuz Christi"
50 Pfennige
„Adolf Harnacks Wesen des Christentums"
1.50 Mark
Durch den **Reich-Christi-Verlag, Berlin W. 10** oder jede Buchhandlung.

Die erste
Eisenacher Konferenz
Pfingsten 1902. Mit den vollständigen Referaten v. Dr. Lepsius, P. Keller, Prof. D. Kähler, Prof. D. Schlatter, P. Stockmayer und den Diskussionen
2 Mark

Die altorientalischen Denkmäler und das alte Testament
Eine Erwiderung auf Professor Delitzschs: **„Babel und Bibel"** von Prof. Dr. Fr. Hommel
1 Mark
Beide Schriften durch den **Verlag der Deutschen Orient Mission** Berlin W. 10 oder jede Buchhandlung zu beziehen.

Für jüngere Theologen:
Zehn Fragen über d. Wahrheit des christl. Glaubens
Von Prof. Dr. **G. Bertling**
Preis Mk. 2.—, Gebunden Mk. 3.—
Inhalt: Giebt es wirklich eine Welt des Geistes? — e. persönl. Gott? — e. menschl. Willensfreiheit? — e. wirkl. Verkehr des Menschen m. Gott u. darum Gebetserhörung u. Wunder? — e. geschichtl. fortschreitende Gottesoffenbarung? u. insbes.: zuverlässige Gesch. im A. T.? — Hat die bibl. Schöpfungsgesch. Wahrheit? — Desgl. die Berichte über d. Leben Christi? — Was ist von der Person u. d. Wesen Christi zu halten? — was von dem Dogma der Trinität? — Giebt es e. Leben nach dem Tode?

Die Erkennbarkeit Gottes
Philosophische Apologie des christlichen Glaubens
Von Prof. Dr. **G. Bertling**
1885. Preis Mk. 1.80
Philosophische Monatshefte, XIII, 1/2. Ein recht beachtenswerter Beitrag zu dem großen Thema: die Begründung einer rationellen Gotteslehre.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Krankenpflegerinnen
vom Roten Kreuz
Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete **Illustr. Kataloge gratis-frko.**
Wilh. Rudolph, Giessen.

Dr. med. Lindtners Sanatorium
„Finkenwalde" bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Der christliche Gottesglaube
in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie
Allgemeinverständliche, wissenschaftliche Vorlesungen
Von
Lic. theol. Dr. phil. Georg Wobbermin
Privatdozent an der Universität Berlin.
Mk. 2,—, geb. Mk. 2,60

Die Absicht des W.'schen Buches ist einen orientierenden Ueberblick über den gegenwärtigen Stand derjenigen philosophischen Probleme zu geben, die für die Beurteilung der Grundgedanken des christlichen Gottesglaubens von Bedeutung sind. Die Stellungnahme des Verfassers zur Entwickelungslehre, sowie sein Versuch, von der Basis des modernsten Denkens aus den christlichen Gottesbegriff gleichzeitig gegen Pantheismus und Anthropomorphismus sicherzustellen, dürften von besonderem Interesse sein.

Alexander Duncker, Verlag u. Sortiment, Berlin W. 35.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Zu Semester-Anfang

Grundriss der theologischen Wissenschaften

1. **Cornill, C. H.,** Einleitung in das Alte Testament. Dritte und vierte völlig neu bearbeitete Aufl. M. 5.—. Geb. M. 6.—.
2. **Müller, K.,** Kirchengeschichte. 1. Band. M. 9.50. Geb. M. 10.50. (s. auch 12a/b und 12I.)
3. **Harnack, A.,** Dogmengeschichte. Dritte verbesserte Auflage. M. 6.—. Geb. M. 7.—.
4. **Heinrici, G.,** Theologische Encyklopädie. M. 6.—. Geb. M. 7.—.
5. **Achelis, E. Chr.,** Praktische Theologie. Dritte, neubearbeitete Auflage. M. 6.—. Geb. M. 7.—.
6. **Benzinger, I.,** Hebräische Archäologie. Mit 152 Abbildungen im Text, Plan des alten Jerusalem und Karte von Palästina. M. 10.—. Geb. M. 11.20.
7. **Jülicher, A.,** Einleitung in das Neue Testament. Dritte und vierte Auflage. M. 8.—. Geb. M. 9.—.
8. **Holtzmann, O.,** Neutestamentliche Zeitgeschichte. M. 4.50. Geb. M. 5.50.
9. **Krüger, G.,** Geschichte der altchristlichen Litteratur in den ersten drei Jahrhunderten. Erste und zweite Auflage. Zweite durch Nachträge vermehrte Ausgabe. M. 5.40. Geb. M. 6.40.
   — — Nachträge allein M. —.60.
10. **Buhl, F.,** Geographie des alten Palästina. Mit Plan von Jerusalem und Karte von Palästina. M. 6.60. Geb. M. 7.60.
11. **Kaftan, J.,** Dogmatik. Dritte und vierte Auflage. M. 9.—. Geb. M. 10.—.

12a. **Müller, K.,** Kirchengeschichte. II. Band, 1. Heft. Erste und zweite Auflage. M. 2.80.

12b. — — II. Band, 2. Heft: Erste und zweite Auflage. Mit einer Karte über die Verbreitung der Reformation in Deutschland und der Schweiz von 1524 bis Anfang der 60er Jahre. 1902. M. 6.80. al 12 I. II. Band. Erster Halbband. (1. u. 2. Heft). Mit Karte. **1902.** M. 9.60. Gebunden M. 10.60.

13. **Pieper, P.,** Kirchliche Statistik Deutschlands. Zweite, mit Berichtigungen versehene Ausgabe. M. 9.—. Geb. M. 10.—.
14. **Guthe, H.,** Geschichte des Volkes Israel. M. 6.—. Geb. M. 7.—.
15. **Herrmann, W.,** Ethik. 2. Auflage. M. 3.60. Geb. M. 4.60.
16. **Loofs, F.,** Symbolik oder christliche Konfessionskunde. I. **1902.** M. 6.60. Geb. M. 7.60.

Ausführliche **Prospecte** stehen zur Verfügung

Sammlung theologischer Lehrbücher

Harnack, A., Lehrbuch der Dogmengeschichte. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 3 Bände. M. 45.—. Geb. M. 52.50.

Holtzmann, H. J., Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Neue Testament. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. M. 9.—. Geb. M. 11.—.

Holtzmann, H. J., Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie. In 2 Bänden. M. 20.—. Geb. M. 25.—.

Kattenbusch, F., Lehrbuch der vergleichenden Confessionskunde. I. Band. Prolegomena und erster Theil: Die orthodoxe anatolische Kirche. M. 12.—. Geb. M. 14.50.

Krauss, A., Lehrbuch der praktischen Theologie. In 2 Bänden (Band II herausgegeben von **H. J. Holtzmann**). M. 16.—. Geb. M. 20.—.

Moeller, W., Lehrbuch der Kirchengeschichte. I. Band· Die alte Kirche. Zweite Auflage. Neubearbeitet von **H. v. Schubert.** 1. Abteilung. M. 6.—. 2. Abteilung. M. 4.—. 3. Abteilung. **1902.** M. 8.—. I. Band complet. **1902.** M. 18.—. Geb. M. 20.50. II. Band. Das Mittelalter. Vergriffen. III. Band. Reformation und Gegenreformation. Bearbeitet von **G. Kawerau.** 2. überarbeitete u. vermehrte Auflage. M. 10.—. Geb. M. 12.50.

Nitzsch, F., Lehrbuch der evangelischen Dogmatik. Zweite verbesserte Auflage. M. 14.—. Geb. M. 16.50.

Nowack, W., Lehrbuch der hebräischen Archäologie. I. Band: Privat- und Staatsaltertümer. Mit 70 Abbildungen im Text. M. 9.—. II. Band: Sacralaltertümer. Mit 14 Abbildungen im Text. M. 7.—. In 1 Band geb. M. 18.50.

de la Saussaye, P. D. Chantepie, Lehrbuch der Religionsgeschichte. Zweite völlig neu bearbeitete Auflage. In 2 Bänden. (Band I enth. u. A. die **israelitische** Religionsgeschichte.) M. 20.—. Geb. M. 25.—.

Siebeck, H., Lehrbuch der Religionsphilosophie. M. 10.—. Geb. M. 12.50.

Smend, R., Lehrbuch der alttestamentlichen Religionsgeschichte (Alttestamentliche Theologie). Zweite umgearbeitete Auflage. M. 11.50. Geb. M. 14.—.

Steuernagel, C., Einleitung in das Alte Testament. In Vorbereitung.

Weiss, H., Einleitung in die christliche Ethik. M. 5.—. Geb. M. 7.—.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

Soeben erschien:

Harnack, Prof. D. Adolf: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Mit Sach- und geographischem Register. Preis 9 M.; geb. in Leinen 10 Mk.; in Halbfrz. 12 M.

1. Buch: Einleitung. (60 S.) — 2. Buch: Die Missionspredigt in Wort und That. (170 S.) — 3. Buch: Die Missionare; Modalitäten, Gegenwirkungen und Erfolge der Mission. (130 S.) — 4. Buch: Die Verbreitung der christlichen Religion. (185 S.)

Leipzig

Vortragscyclus — **Gertrud Prellwitz**

„Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwickelung"

6 Abende. Rosenthal-Casino. Abends 8 Uhr

Preise: Cyclus 5 Mk. Einzelvortrag 1,20 Mk. Erster Vortrag unentgeltlich

29. Oktober, 3., 7., 12., 17. und 21. November

Etwaige Aenderungen werden in den Leipziger Tagesblättern bekannt gemacht.

Soeben sind erschienen:

Doktor Luthers Predigten zu den alten Evangelien in neuer Fassung. Aus s. sämtlichen Werken komponiert u. disponiert von **M. Kreutzer.** 1. Hälfte: Advent bis Exaudi. 3 Mark.

Wir bitten dieser eigenartigen Ausgabe Beachtung zu schenken.

Handel und Ethik mit Berücksichtigung der neuesten Entwicklung (Kartelle, Trusts 2c.) Von Pfarrer **E. W. Bußmann,** Buenos-Aires. Preis Mk. 1.—.

Verf. setzt sich besonders mit Artikeln der Christl. Welt auseinander.

Skizzen aus dem sittlichen und kirchlichen Leben einer Vorstadt. Ein Gegenstück zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von **Traugott Kühn.** 1,20 Mk.

Augustins Bekenntnisse. In Auswahl neu übersetzt von **E. Pfleiderer.** Geh. 1,40 Mk., gebdn. 2,20 Mk.

In dieser meisterhaften Uebersetzung tritt überraschend hervor, wie nahe dieses Buch dem modernen Empfinden steht.

Grundriss der Christlichen Apologetik. Von D. **Hermann Schultz.** 2. erweiterte Auflage 1902. Leinenband 4.60 Mk.

Ueber die knapp gefaßte 1. Auflage schrieb der Theol. Jahresbericht „Von dem Reichtum des Inhalts kann diese Skizze keine Vorstellung geben. Darum ist dem Buche ein möglichst großer Leserkreis zu wünschen."

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage von der Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft in Straßburg i. E.